

D I E S I G N A L E

K u r t K e r s t e n

MOSKAU
LENINGRAD

EINE WINTERFAHRT

Fp

II, 1

DER TAIFUN VERLAG

A36376

M O S K A U L E N I N G R A D

EINE WINTERFAHRT
VON
KURT KERSTEN



1 9 2 4

DER TAIFUN VERLAG
FRANKFURT AM MAIN

S I G N A L E

BAND 13—14

Alle Rechte vorbehalten

**Copyright 1924 by Der Taifun Verlag G. m. b. H.,
Frankfurt a. M.**

KURT KERSTEN / MOSKAU

**Friedrich-Ebert-Stiftung
Bibliothek**

A3637C

PV 14 K02

**Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Parteivorstand
Bibliothek**

I

RIGA

Immer fährt man durch jene ungeheure, beängstigende Schneedecke, die von Königsberg bis Wladiwostok reicht. In der hellen Mittagssonne blendet dieser funkelnde Schnee mit seinen flimmernden Sternen und tanzt einem sprühend Tränen in die bewundernden Augen. Man schließt sie und träumt, und wenn man sie wieder öffnet, scheint es als kehre man in neuen Traum zurück. Endlich wieder auf der Fahrt nach Rußland, nach Moskau — — Seit man es zuerst vor zwei Jahren erlebt hatte, ließ es einem in der Erinnerung keine Ruhe; immer sah man die rote Mauer des Kreml mit den Grabstätten der Revolutionäre davor, immer wieder erlebte man jene stille, staunende Stunde des ersten Morgens, da man auf der Treppe der alten, phantastisch-märchenhaft bunten Basiliuskirche saß und hinüberblickte zu den Türmen und Mauern, auf denen rote Fahnen wehen. Man ging durch Berliner Straßen und plötzlich ergriff einen so heftig, so

verzehrend die Sehnsucht nach Moskau, nach dem freien Rußland.

Noch sind wir fern. Wie träge schleicht die Zeit dahin — immer Schnee und immer Schnee und überall Schweigen, nirgends ein Mensch, nirgends ein lebendes Wesen — ja doch — zuweilen fliegt ein Schwarm Krähen auf, flattert hinüber zu den trauernden, entblätterten Birken auf dem halbkugeligen lithauischen Grabhügel; dann öffnen sich schweigend enge Mulden, in die sich niedrige, graue Panjebuden verkriechen — verschneit und verstummt. Zuweilen schiebt sich eine Hütte — zum Greifen nahe — an den Bahndamm heran, die Gartenzäune sind voller Lücken; wie ein kleiner Galgen ragt ein grauer Pumpenschwengelempor; Kiefern lugen um das Gehöft. Und wieder Ruhe, wieder Einsamkeit. Der Zug eilt sich nicht. Gespräche kommen kaum auf. Dann nahen Bahnhöfe mit diesen krankhaft gelben, fast erschreckend einfachen, schmucklosen Stationsgebäuden, in der Nähe tiefbraune Holzhäuschen, eine verschneite Laube im verschneiten Garten. Und lässig zieht die Lokomotive wieder an, als wolle sie nicht, als überlege sie es sich noch, ob sie uns weiterführen solle. Wie unlebendig, wie schattenhaft dies ewig unveränderliche Bild, wie einschläfernd dieser Schnee, dies Schweigen, wie seltsam, ja wie puppenhaft sehen diese Bauern, diese Eisenbahner in ihrer dicken, winterlichen Vermum-

mung aus, die mit weitausholenden Bewegungen träge, lautlos einhertapsen, ohne sich umzusehen; ihre Gesichter sind so stumpf und doch so gutartig, sie gleichen kugeligen, drolligen Tieren, erinnern an braune Bären, scheinen keinen Willen als den der andern zu kennen. Sind es aufgezogene, plumpe Hampelmänner? Wandeln sie wie im Schlafe? Wenn sie gehen, nimmt ihr ganzer Körper an der Bewegung teil, sie gehen nicht nur mit den Beinen, auch mit den Schultern, Armen, mit dem ganzen Körper — und nur der Kopf bleibt unbeweglich; wie leben sie, wo schlafen sie, wer beutet sie aus?

Und unsere Reise geht weiter, die Nacht ist da. Im Wagen erzählt ein Belgier vom zerstörten Ypern, das er nie, nie wiedersehen will mit seinen fürchterlichen Gräberfeldern; und er erzählt vom Gegensatz zwischen Frontkämpfern und Daheimgebliebenen, er erzählt von den Spekulanten des Landes, der »dummen Politik«, er hat das Elend der arbeitenden Klasse in Deutschland gesehen und das Protzertum unserer Kapitalisten, hernach schneit eine Dame ins Coupé, die kommt aus Kowno, der geht es sehr gut, sie fährt dank der Geschäftigkeit ihres »Gatten« von Kowno nach Paris, von Paris nach Karlsbad, von Karlsbad nach Zoppot, von Zoppot nach Riga, nach Reval, nach London. Und ihre »armen« Brüder, denen die Bolschewisten »alles« genommen — nein »gestohlen« haben, besitzen nun schon wie

der zwei Häuser in Königsberg, zwei Häuser in Berlin, ein Haus in Kowno und Geld in aller Welt; und das erzählt sie wie im Triumph: »Die Bolschewisten, diese Banditen haben uns Alles genommen und wir haben es doch schon wieder zu etwas gebracht.« Ha sie geifert, sie lügt, sie malt in bunten Farben nicht mit demselben Geschick, wie sie ihr Gesicht angemalt hat; sie malt Rußland in Höllenfarben und gerät wieder einmal außer sich, soweit es ihr Fett erlaubt. Und wenn man ihr vom Ruin des Mittelstandes unter dem Kapitalismus in Deutschland erzählt, hört sie gar nicht hin und schimpft weiter auf die Bolschewisten, es geht ihr gut, sie lebt in der Fülle, solange es ihr die Arbeiter erlauben.

Und in den späten Abendstunden kommt man nach Riga, gerät in ein merkwürdig lautes und ebenso rasch wieder stilles Hotel, im Ofen knistert das Holzfeuer, auf dem Gange lachen Frauen, unten von der Straße tönt noch Schellengeläute von Schlitten herauf, du gehst noch einmal auf den Gang, dann begegnet dir eine wunderschöne Dame — einen Augenblick — sie verschwindet, du siehst sie nie wieder und kehrst in dein Zimmer zurück, schläfst ein.

Riga ist noch Europa und doch schon zersetzt. Riga war eine kurze Zeit bolschewistisch, dann kehrte die Bourgeoisie wieder zurück, führte ein Knutenregiment, organisierte hier Spionagezentralen, machte die Stadt zum Grenzplatz gegen

Sowjetrußland, so wurde es die Hintertreppe der europäischen Konterrevolution. Wer mag sich hier heimlich aufhalten: wie viele Spitzel, wieviel Wühlarbeit, wie viele Fallen, wieviel Falschheit! Wer fühlt nicht konspirativ, wer handelt nicht konspirativ? Wer bist du?

Je näher man der Grenze Rußlands kommt, desto größer wird die Furcht, desto zügelloser die antibolschewistische Propaganda. In den Schaufenstern Rigas sieht man die ausschweifendsten Hetzbilder, Spekulationen auf die gemeinsten Instinkte. Und immer wird man mißtrauisch angesehen, wenn man sagt, daß man nach Moskau fahren will. Im Zug wissen diese Menschen sofort, wie viele Personen nach Rußland fahren — die werden nun gemustert und ausgehorcht und zugleich auch mitleidig angesehen; um sich zu beruhigen, fragen sie: »Fahren Sie geschäftlich?« Man gerät wie in ein Netz; dunkle Kräfte weben Geflechte, erbitterte Feindschaften kündigen sich an — und hinter dem ganzen wirren, undurchsichtigen Gestrüpp lauert die Angst.

Denn diese Randstaaten glauben ja gar nicht an ihre Existenzberechtigung, sie wissen sehr gut, daß sie nur Angstgebilde sind und von der Furcht vor den Bolschewisten leben; man mästet bewußt mit der Bolschewistenhetze einen künstlichen, großspurigen Nationalismus. Man ist in den Randstaaten sehr verstimmt über die Festigung

Rußlands' und man quält sich, immer neue Lügenmärchen zu ersinnen in dem Wahne, Rußland schaden zu können. Wie wurmt die Anerkennung der »Banditen« durch England — man weiß sehr gut, daß Sowjetrußland keine Episode mehr ist, wohl aber diese Randstaaterei.

Man kommt aus Regierungskrisen nicht heraus, unterhält einen sehr kostspieligen Apparat (welche Unsummen verschlingen allein die Konsulate und Gesandtschaften dieser Staaten, die nicht größer als ein altes zaristisches Gouvernement sind!), man hat sehr mühselig eine Währung stabilisiert und ist bald diesen, bald jenen Finanzgruppen westeuropäischer Mächte unterworfen. Die Teuerung ist groß, die Absatzkrisen nehmen kein Ende und in Wahrheit ist niemand zufrieden. Hinzu kommt das Nationalitätenproblem, die Rassenfrage, die starke Korruption durch die Ansiedlung vieler ausgewiesener dunkler Elemente aus Rußland. Diese Staaten haben alle ihre eigene nationale Revolution durchgemacht, die ökonomischen Grundcharakter hatte: sie richtet sich gegen die brutalen deutschen Barone und die russische Bureaukratie, es war eine Bauernrevolte, und diese Staaten, von denen jede eine Seestadt besitzt, die zugleich die Hauptstadt ist, sind im Grunde Bauernstaaten; die Städte können aber keine Industrie entwickeln, so entwickelt sich der Handel, der Durchgangsverkehr, die Spekulation, so wuchert

Schmuggel und Korruption, Mißtrauen und Betrug. Man schikaniert die nationalen Minoritäten, aber diese Minoritäten — die Deutschen, Russen und Juden — sind der regsame Kern der Bevölkerung in den Städten, die Regierung ist also wieder auf sie angewiesen und hält sie unter der Fuchtel mit der Furcht vor dem Bolschewismus. Ist es zu verwundern, wenn man gegen das Proletariat scharf macht? Wenn man entrechtet, verprügelt, verfolgt, wenn man alle Hunde des weißen Terrors losläßt und sich trotzdem die Arbeiter nicht vom Halse zu schaffen vermag? Die Kommunisten sind ein gehetztes Wild und doch hören sie nicht auf, den Klassenkampf zu führen, doch blamieren sie die Regierung wieder und immer wieder.

Und wie lächerlich markiert man »Staat«! Wie komisch wirkt schon das Auftreten der Beamten im Zug, die nicht aufhören können, zu kontrollieren, Fahrscheine zu knipsen und immer gleich in Rudeln erscheinen, martialisch auftreten usw. Wie ausgeprägt ist die Bureaukratie, wie schroff der Militarismus! (Wie lümmelhaft entgegen die Offiziere den Gruß der Mannschaften, und wie parasitenhaft treibt sich dies Pack überall herum!)

Dabei sind diese Städte sehr schön.

Riga wirkt im alten Teile bei Nacht wie ein Spuk aus vergangenen Jahrhunderten, unheimlich, phantastisch, mit engen Gassen, verschwie-

genen Winkeln, romantischen Durchbrüchen durch Häuser und Mauern, mit gewaltigen Kirchen — hineingezwängt in ein Knäuel von Gäßchen. Zur Nachtzeit im Schneedunst gespenstert es durch die alte Stadt. Ganz verborgen, äußerlich unscheinbar, liegen trauliche Kneipen und Kuchenbäckereien immer in schmalen, sich verengenden, sich verbreiternden Sträßchen, mit Klingkling saust ein kleiner Schlitten flink durch den dicken Schnee, eine schöne Dame gleitet im Nu vor dir her und verschwindet, hier ein Licht und dort ein matter Schimmer, man geht wahrlich um Jahrhunderte zurück, die Stadt ist ein Märchen. Sie wurde — anscheinend — rasch, hastig erbaut auf beengtem Raume, sie hatte wider Erwarten eine jähe Blüte und man hatte vor lauter Geschäften wenig Zeit, man war emsig, hatte Einfälle, man legte nicht hohen Wert auf Eindruck, man begnügte sich mit einigen Repräsentationsbauten, da war man schnurrig, sehr persönlich und schuf Häuser für ein Jahrtausend.

Tritt man heraus aus dem Wirrwarr der Gassen, so kommt man an den breiten, vereisten, überschnitten Fluß — die Düna — man wendet sich, nun ragen gewaltig die Türme der Kirchen empor, Kuppeln wölben sich, die lange Eisenbahnbrücke verbaut den Blick nach dem Süden, aber im wuchtigen Bogen lagert die eisige Masse in nebliger Ferne hinab bis zur See, man erfährt ein Gefühl der Größe und wendet sich ab, durchschlendert

die Budenreihen des Marktes mit vielen Auslagen, mit Wurst und Speck, mit Schinken, Fischen und Fleisch.

Abernds auf dem alten Bahnhof drängt sich Volk vom Lande eng beieinander, alte Männer mit Bärten wie Weihnachtsmänner, in grauen Pelzen mit Filzstiefeln; alles schon sehr russisch, sehr östlich. Der Bahnhof selbst mit Bohlenbelag wirkt alt und schmutzig, vernachlässigt, eng; mit einiger Mühe erreicht man seinen Moskauer Wagen.

Und dann beginnt diese Fahrt von zwei Nächten und anderthalb Tagen durch Schnee und Einsöde, durch Wälder, durch Lettland nach Sowjetrußland hinein.

II

MOSKAU

Wenn die erste Nacht vorüber ist, und wieder der Blick auf die starre Schneedecke fällt, geht plötzlich ein Raunen, ein Aufatmen durch den ganzen Zug — wir fahren über die Grenze — ein Zucken im Gesicht, eine Freude, ein Gruß des Willkommens; eine graue Hütte mit kleinen Fenstern mitten im verschneiten Garten; die große, rote Fahne weht auf dem First, schlanke, hohe Männer in langen, braunen Mänteln, mit raschen, lebhaften Bewegungen, mit spitzen Tuchhelmen auf dem Schädel kommen herbei, rot leuchtet ein Stern vom Helm, rot glänzen die Schnüre auf der Brust, rot ist ein Stern und ein Streifen am linken Arm — es sind die Soldaten der »Roten Armee«, die Grenzwachen des proletarischen Staates. Langsam fahren wir in das befreite Land hinein und halten auf einer kleinen Station: Gepäckrevision, Paßkontrolle. Man geht in ein kleines Haus — dort trinkt man Tee, dort ißt man, und tritt wieder hinaus, zwischen niedrigen Hügeln

liegt Sebesch. Und weiter die Fahrt durch endlose Schneegefilde. In der Weiße verliert sich der Horizont. Aus einem Wäldchen fährt ein einspänniger Schlitten hurtig wie eine Silhouette dahin, zuweilen stapst jemand schwerfällig im braunen Schafpelz durch den Schnee. Weiter die Fahrt, weiter das Leben.

Kleine Stationen. Man verweilt dort eine halbe Stunde, schlendert in den Warteraum, da hockt man an sauberen Tischen zwischen Landvolk vor seinem Teeglas, holt sich von der heißen Platte die Speise, die auf einen wartete; die Fliesen glänzen, die Menschen sind fröhlich, die Tische leuchten von blankem Tuch, die Buffets sind gefüllt, die Preise nicht übertrieben hoch; gemächlich fließt unsere Zeit dahin.

Und immer begleitet uns Lenins trauerumflortes Bildnis. Dann bricht ein Sonntag an. Ein Gefährte verliert die Hoffnung beim Geduldspiel die Kugel auf die bestimmte Stelle zu bringen, er bricht lachend ab, die Kugel scheint immer dem Ziele nahe, und gleitet immer wieder zurück: »Wie die deutsche Revolution.«

Und wenn man hinaussieht, erblickt man Kiefernwaldungen, wie in der Nähe von Berlin; Sommerhäuschen liegen darin, dann tauchen Fabrikschornsteine auf, die Siedlungen werden dichter, plötzlich hält der Zug — wir sind schon in Moskau...

Als wir im kleinen Schlitten durch die beleb-

ten Straßen führen, über die menschenüberfüllte Sucharewka hinweg, um den gewaltigen Ziegelsteinbau des Sucharewturmes, verspürte ich sofort: hier hat sich in kurzer Zeit viel gewandelt.

Und als ich zwei Stunden später durch die Straßen ging, durch diese lärmende Menge hinab zum Theaterplatz und weiter zur Twerskaja, hinauf zur Iberischen Pforte, wußte ich schon, es ist übermenschliche Arbeit geleistet worden.

Und durch die Iberische Pforte führt dieser erste Gang hinauf zum Roten Platz, vor die Mauern des Kreml, zum Grabmale Lenins. Ein schwarzer, viereckiger Holzbau überwölbt die Grabstätte des Revolutionärs. »Lenin« steht in großen Lettern an seiner Front. Vor den Gräbern der im Jahre 1917 gefallenen Revolutionäre, gegenüber dem Denkmal der Volksmänner, die vor drei Jahrhunderten Rußland von der polnischen Herrschaft befreiten, liegt Lenin begraben. Die Leichname der Freiheit decken die Feste des Proletariats, mitten im Herzen des Landes, im Herzen der Stadt, vor der Burg, auf dem Platze, dessen Besitz die Herrschaft über das Reich sichert, ruhen die Toten. Das ist kühn, das klingt wie eine Sage und kündigt den Willen zur Todesbereitschaft, wer dem Proletariat den Sieg entreißen will, muß erst die Toten aus ihren Gräbern reißen.

Von den Türmen wehen die roten Fahnen. Zwei Reiter sprengen immer in der Runde um

das Grabmal, fünf riesige Bewaffnete mit bizarren, kupferfarbenen Helmen halten die Totenwacht. Hinter der Absperrung harrt im Schweigen die sich immer erneuende, lange verweilende Menge. Und in eisiger Pracht, vom Schnee überschüttet, bei klarem Himmel und in roter schimmernder Glut starrt das gewaltige Gemäuer des Kreml, klingt die Farbenpracht der phantastischen Basiliuskirche, die wie ein geduckter bunter Vogel am Rande des Abhangs kauert. Spitz steilen in den unergründlichen Himmel aus breitem, quadratischem Grundgefüge die Türme der Kremltore. Schweigend droht der finstere rote Bau des Historischen Museums. Über allem hinweg rund und steil Iwans Glockenturm. Ruhig flattert die rote Fahne — unaufhörlich, beharrlich — ein Blutstreifen in der Helle.

Und die Menschen kommen, die Menschen gehen, der Schnee knirscht, Schlitten fahren mit Geläute, die Reiter reiten auf und ab.

Und wenn du zum Flusse hinabgehst, den Berg verlässest, zuvor noch um die Kirche mit ihren Farbenwundern, ihren Überraschungen gehst und langsam am Flusse hinaufschlenderst, während sich die Luft von tausend und abertausend schreienden Krähen verfinstert, wendest du dich an einer Biegung noch einmal um — da liegt diese ganze Herrlichkeit ausgebreitet vordir da — Mauerkränze, Gewirr der Türme, bunte Kirchen, gewaltige Kuppeln, Paläste — und aus dem Her-

zen strömt nur ein Gefühl — überwältigend — unsagbar heilig: wie schön, daß dem Proletariat diese Stadt gehört.

Moskau ist eine Winterstadt. Erst im Winter scheint es ganz es selbst zu werden. Der Schnee ist seine natürliche Bekleidung, der Frost seine Atmosphäre. Es ist ja kaum voller Grazie, voller Anmut; es ist eher eine Ballade aus alter Zeit; und gerade, weil diese alte Stadt (sie ist dabei noch verhältnismäßig jung) dem Proletariat gehört, der herrschenden Klasse der Zukunft, ist sein Eindruck doppelt überwältigend. Und in seiner märchenhaften, orientalischen Farbigekeit, in seinen wunderlichen Formen, mit seinem schon orientalischen Straßengetriebe wirkt es so verführerisch. Wie rasch vergeht einem die Zeit, wie vielfältig sind seine Straßenbilder, wie erfrischend ist diese stetig wechselnde Stadtanlage, diese Stadt wiederholt sich nicht, sie ist in jedem Teile neu und anders, sie überrascht und sie zeigt immer ein neues Gesicht, sie kennt tausend Verkleidungen und hat etwas von einem Zauberwesen — wie man sich nach ihr sehnt, wenn man sie verlassen hat!

Vierzehn Tage sind verstrichen, seit sie Lenin begraben haben. Noch trauert die Stadt um Lenin, noch spricht jeder zuerst von ihm und seiner Bestattung, überall sieht man sein Bild, überall hängen die trauerbewimpelten roten Flaggen —

Lenin, Lenin. An Plätzen, an Straßenkreuzen stehen die gewaltigen Tafeln zu seinem Gedächtnis. Während jener furchtbar erschütternden Trauerkundgebung in der Oper hatten Menschen, die Lenin nie in ihrem Leben persönlich gesprochen hatten, vor Schmerz aufgeschrien wie hilflose, verzweifelte Kinder am Sterbebette des erkaltenden Vaters. Es hatte sich der Versammlung eine solche zermürende herzzernagende Stimmung bemächtigt, Männer schluchzten, Frauen schrien auf, andere blickten wie in Erstarrung aus grau umgrabenen, durchfurchten Augenhöhlen fast besessen in das Nichts. Menschen standen zweimal vier Stunden bei einer Kälte von 30 Grad vor dem Domsojus um Lenin noch einmal zu grüßen. Eine Genossin sagt, sie wäre acht Tage lang in einem matten Zustande wie nach einer schweren Krankheit herumgeschlichen. Jeder, mit dem man sprach, erregte den Eindruck eines Hinterbliebenen; jedem war ein nächster Verwandter, ein Freund, ein Vater, ein Bruder gestorben, jeder war im Innersten aufgewühlt. Deutscher Proletarier, was ging in dir vor, als sie Lenin begraben mußten?

In dieser selben Oper, diesem wunderbaren, weit geöffneten riesigen Raume traf ich einen russischen Genossen. (Man gab eines jener vieraktigen Ballette: »Die Bajadere« — in der Erinnerung bleiben Bilder von entzückender Leichtheit,

von duftiger, blendender Schönheit, von hundert leuchtenden Mädchengestalten in weißen Gazeröckchen — in Erinnerung bleibt die tiefe Verwunderung über das Fortleben einer alten feudalistischen Kunst, deren Wirkung noch heute stark und reizend ist.) Dieser Genosse hatte zur Opposition gehört; Lenins Tod, der Strom von Proletariaten in die Partei, die neuen Maßnahmen der Regierung hatten ihn bewogen, die Reihen der Opposition zu verlassen, ein starkes Gefühl der Einigung hatte ihn (wie auch viele andere ergriffen), und nachdem er verschiedenes erzählt hatte, begann er zu fragen: »Wo bleibt die deutsche Revolution? Wie ist es möglich, daß das beste, erfahrenste, aufgeklärteste und reifste, das größte Industrieproletariat der Welt so viel Zeit braucht, um die Herrschaft der Bourgeoisie zu beseitigen? Wie kommt es nur? Wie ist es nur möglich?« Und diese verwunderte Frage stellen viele. Und jeder begriff nicht die Duldsamkeit, das Zögern des Proletariats; nirgends blieb diese Frage aus. Und sie wird nicht aus Neugier, aus Sensation gestellt, sie hat auch keinen theoretischen Charakter, sie wird erst recht nicht von Leuten gestellt, die imperialistische Gedankengänge haben.

Diese Frage wird aus dem Gefühle der Solidarität, des Klassenbewußtseins gestellt. Der russische Proletarier, der sich befreit hat und seinen Staat unter furchtbarsten Opfern errichtete, der

hungerte und darbt und fror und alle Qualen eines elenden Daseins erlitt, um den Befreiungskampf zum Siege durchzuführen — der kann es nicht begreifen, daß das Proletariat des Landes, in dem Karl Marx geboren ist, dessen Sprache Marx gesprochen und geschrieben hat, nicht zur Tat schreitet. In keinem Lande hat die Bourgeoisie so brutal gewütet, wie in Deutschland, kein Land hat so viel Anschauungsunterricht erlebt wie Deutschland. Und dennoch — nichts. Immer wieder diese Frage: »Wie ist es nur möglich?« Niemand begreift die Oktoberniederlage. Und — beschämend, zu sagen — in den Reihen des russischen Proletariats erregt die deutsche Revolution die Gemüter stärker als in vielen unserer eigenen proletarischen Kreise. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Einstellung auf die Lösung der Gegensätze Proletariat und Kapitalismus durch den offenen revolutionären Kampf. Es handelt sich vor allem zuerst einmal um die Erkenntnis, daß das Proletariat eine selbständige Macht ist, die sich nicht abhängig in ihrem Daseinskampfe machen darf von irgendeinem Bündnis in irgendeiner Form von der herrschenden Klasse.

Der römische Bürger sagte stolz: *Civis Romanus sum*. Der Proletarier muß sagen: Ich bin ein Proletarier. Und der russische Proletarier gebraucht die Bezeichnung »Proletarier« nicht mehr als die eines Sklaven, sondern eines Herrn.

Das befreite Proletariat ist der Repräsentant einer neuen Gesellschaftsform.

Es geht durch verschneite, vereiste Straßen. Hinauf, hinab, an kleinen und großen Kinos vorüber, in denen man gerade den neusten Film »Schloß und Hütte« spielt, einen revolutionären Film aus der Zaristenzeit — aufgenommen an den Stätten, wo das alte Regime residierte, wo es die Revolutionäre »unterbrachte«, in den Kerkern der Peter-Pauls-Festung; und nach langem Hin und Her durch winterliche Gassen und Straßen steht man vor der großen Villa eines vertriebenen Kapitalistengeschlechtes, vor dem prunkvollen Haus jenes Morosow, dessen Gemäldesammlungen die hervorragendsten Werke des französischen Impressionismus und Expressionismus bergen, Schätze von unendlichem Wert, von einem Reichtum und einer Fülle, wie sie keine andere Galerie Europas heute aufzuweisen hat; die Sammlung ist im Morosowmuseum vereinigt, sie ist Gemeingut, und alle können sie bewundern.

Morosows ehemaliges Haus liegt in einem schönen großen Garten, wir steigen die breiten Treppen hinan und gelangen in einen prächtigen Vorraum — da drängt sich vor einer provisorischen Kasse die proletarische Jugend Moskaus: Mädchen, Jungen, frische Burschen, Rotarmisten, einige Intellektuelle, alles in allem einige hundert

Menschen — mehr als der Raum faßt. An der Kasse ein unruhiges Streben und Drängen. Alle Plätze sind schon vergeben. Ein Mädchen — in Wuschelhaaren, mit schwarzen Augen — stampft mit den Füßen auf: sie geht nicht wieder weg, bevor sie nicht eine Karte erhalten hat. Wir sind im Hause des Moskauer »Proletarischen Theaters«. »Proletkult« spielt hier selbstgedichtete, aktuelle polemische, dramatische Stücke, die das Thema der Revolution variieren. Man spielt außerhalb dieser ehemaligen Kapitalistenbehausung noch an einigen andern Orten solche Stücke; in einem Obergeschoß eines der ersten Häuser des »Granatnuy pereulok« spielt man improvisierte Sachen, die erst am Abend im unmittelbaren Kontakt mit dem Publikum entstehen. Bei »Morosow« spielt man — wohl vorbereitet — ganze Dramen; vorher hat man lange und unermüdlich geprobt, im Scenarium, in der Darstellung lernt man von Meierhold. Blutjunge Arbeiter, Bur-schen und Mädels spielen, üben nach ihrer Arbeitszeit; die Stücke schreiben sie sich selbst, die Bühne, die Requisiten, die Kostüme besorgen sie selbst.

Das Haus ist gut erhalten. Nirgends verraten sich Spuren irgendeiner Zerstörung, in einem antik gehaltenen, »atrium« ähnlichen Raume ist ein kleines Buffet, man sitzt noch herum und wartet. Das Haus ist sehr prächtig, aber in der Mischung der Stile, in der pompösen Überladung

der Ornamente, des Schmuckes unerträglich. Nach einer Weile wird man in einen geräumigen Saal im weißen Barock gelassen, da ist eine Tribüne gezimmert — für die Zuschauer, unten, wie in einer Arena, spielt man; Dekorationen sind fast gar nicht vorhanden, einige hohe Gerüste, eine Strickleiter, ein paar Pfähle — alles. Dann geht es los.

Zuerst ein Film: Ein Gruß aus der deutschen Revolution, Bilder aus den Oktobertagen in Sachsen, man sieht die Delegierten der Chemnitzer Tagung, den Einzug der Reichswehr in Dresden und eine Kolonne des proletarischen Selbstschutzes, in Großaufnahme erscheint das Bild eines Mitgliedes der proletarischen Hundertschaften: die Musik spielt die Internationale, die Zuschauer beginnen zu rufen, zu klatschen, zu singen!

Dann beginnt das Stück: »Moskau, hörst du?« Szenenaus dem Kampf des deutschen Proletariats um die Erringung der Macht. Junge Genossen bereiten den Umsturz der Herrschaft der Bourgeoisie vor, sie werden von Provokateuren und Spitzeln umgeben, ständig ist ihnen die Polizei auf den Spuren, man wird eingesperrt, entkommt, wird wieder verfolgt, die herrschende Klasse — verkörpert durch einen kleinen, dicken Kapitalisten, einen Pfaffen im großen Bischofsornat, einen Polizeipräsidenten, einen Minister und einen Mehrheitssozialisten — quält das Proleta-

riat bis aufs Blut; es ist ein abwechslungsreiches, erregendes Spiel von verschiedenen Situationen; man liebt das Groteske, die kräftige Satire, ist gerne rüde, geniert sich nicht und findet wieder ebenso leicht den Übergang zu heroischen Gebärden und Handlungen. Die Satire auf die herrschende Klasse ist grausam und unbedingt, die Typen sind wie von George Grosz vorgezeichnet; kräftig wird die sexuelle Verlogenheit der Bourgeoisie karikiert; am Ende erhebt sich dann das junge Proletariat, nachdem noch einmal in einer allegorischen Darstellung vor allem die Kirche verhöhnt worden ist (diese starke Betonung der Feindschaft der Kirche ist aus den russischen Verhältnissen zu erklären); es kommt zum Kampf, man führt ihn sehr realistisch und mit »Liebe« aus, der dicke Stinnes flieht an den Wänden hoch bis in die runden Fensternischen unter der Decke, die Verfolger klettern Strickleitern hoch, Schüsse fallen — es ist ein wildes Durcheinander, man liebt das Grelle, Kolportagehafte. Der Stinnes wird erstochen, die Hure baumelt am Laternenpfahl, der Pfaffe wird seines Ornates entkleidet und unter Hohngelächter davongejagt, die roten Fahnen wehen, die Internationale ertönt, ein Vorhang im Hintergrund öffnet sich: Lenins Bildnis erscheint in riesiger Größe, die Fahnen senken sich, die Mützen fliegen von den Köpfen; alle sind ergriffen, die Zuschauer springen auf, es herrscht ein Zustand

des Taumels, der Verzückung und alle singen:
»Wacht auf Verdammte dieser Erde«...

Sie enden, sie schweigen noch einen Augenblick, dann lösen sich die Gruppen, das Spiel ist zu Ende.

Das Geschrei in den Randstaaten begreift man in Moskau sehr gut. Hier kann man allerdings nicht ungestört Geschäfte machen. Das Leben für den Bourgeois im proletarischen Staat ist nicht leicht. Und wenn man einem solchen Menschen unterwegs auf der Fahrt sagt: »Das Leben in Rußland ist sehr interessant«, dann antwortet er ironisch seufzend: »Ja, wenn man in Amerika lebt.«

Die Nepleute haben keine politischen Rechte, sie können keine Parteien bilden, sie haben keine Börse, keine Zeitungen, sie können sich nicht versammeln, sie haben keine Stütze in der Armee, sie haben keinen Einfluß auf die Regierung, sie sind geduldet und sie werden überwacht. Nie hat das Proletariat je in so beengter Lage gelebt wie diese Bourgeoisie in Rußland; vergleichen läßt sich ihr Dasein vielleicht mit dem Ghettoleben im Mittelalter, sie leben ein Leben von Proletariats Gnaden, und ihre Macht ist Chimäre. Sie können keinen ihrer Angestellten nach Gutdünken entlassen, können keine Tarife erhöhen, sie haben keine Aufsichtsräte und andere gutbezahlten Pöstchen. Und um sie herum breitet sich eine Atmosphäre des Argwohns, des

Mißtrauens, der Verachtung. Wer mit dem »Nep« verkehrt, ist geächtet.

Eine Weile wurden sie übermütig, sie bekamen keine politischen Gelüste, die sind ihnen vergangen, und dazu sind sie auch zu feige, dazu sind sie auch zu ohnmächtig; sie haben Angst, sie wollen ja nur leben und »Geschäfte« machen. Aber sie machten sich breit, sie krochen heraus aus ihren Höhlen und ließen sich mit ihren Spekulationsraub sehen, sie warfen Kleider und Schmuck auf sich, machten sich breit in Theatern und Restaurants, schoben offen Valuten, auch Wohnungen, und wiegten sich in Sicherheit, als kümmere sich niemand mehr um sie. Man hat sich um sie bekümmert, man wußte alles, man beobachtete sie ständig, man war genau über ihre Geschäfte, ihr Einkommen, ihre Verbindungen unterrichtet, man hielt sie an einer unsichtbaren Strippe — und so lebten sie frech unter dem Netze, in der offenen Schlinge und wußten es nicht. Eines Tages packte man zu. Das Proletariat hatte genug. Es stank. Man nahm das Gesindel fest, das sich in der Oper, in den Restaurants herumdrückte — pelzbehangen, geschmückt, provozierend — man verhaftet einige Tausend Menschen, nahm ihnen ihren Raub weg, verbannte sie aus der Stadt — binnen kurzer Zeit — erbarmungslos — in stille entlegene Provinzstädte; da können sie lernen, wie man arbeitet.

Der Schlag hat gegessen. Und der Trubel ist

zu Ende. Seitdem liegen Restaurants verödet: »kein Geschäft«; in der Oper kein Aufwand mehr. Das Proletariat hat zugegriffen.

1922 hatte eben lebhaftere Renovierungstätigkeit eingesetzt; aber noch lagen Häuser in Trümmern, noch sah man viele Zerstörungen, Verwüstungen, Verfall; noch zog man Stacheldrähte um verfallende Häuser und überließ sie ihrem Schicksal, noch kümmerte man sich nicht um Dächer — ein paar Bretter genügten zur Abdeckung, Dachrinnen waren zerstört, ihre Enden hingen wie Trauerwimpel herunter; gegenüber dem Kreml sahen zu jedem Fenster Ofenröhren heraus; Gärten, Parkanlagen waren verwüstet — man arbeitete hier und arbeitete da, es war ein Anfang — nicht mehr. Wuchs auch Gras auf den Straßen? Ich glaube; und die Menschewiken hörten es sogar wachsen.

Nun die Menschewiken werden es nicht mehr wachsen hören; und sie können keine Schlüsse hochpolitischer Art mehr ziehen. Moskau hat sich sehr verändert, so sehr, daß ich dieselbe Straße, in der ich damals wohnte, gar nicht wieder erkannte; viele Straßenbilder haben ein ganz anderes Gesicht erhalten: keine Ruinen mehr, keine Stacheldrähte, kein Verfall mehr, keine Bretterverschläge vor Läden, keine notdürftig geflickten Dächer mehr. Ob das Gras noch wächst, weiß ich nicht, denn es lag hoher Schnee (der

übrigens sehr schnell beiseite geschafft wird — zur Beruhigung).

Überall neues Leben, keine Ramschgeschäfte mehr, keine Kommissionsläden mehr, in denen die untergehende Bourgeoisie ihren letzten Besitz loszuschlagen versucht; immer noch sind die Buchhandlungen am häufigsten, und die Buchproduktion scheint sogar noch gestiegen zu sein; ganz neu sind die riesigen Lebensmittelgeschäfte mit schlaraffenhaften Auslagen und Ausmaßen kleiner Warenhäuser; immer noch keine Cafés, aber viele kleine Wirtschaften, kleine Schenken, einige Kunstläden, in den großen Geschäftsstraßen einige Konfektionsgeschäfte, und — verfluchte Nep — auch einige kleine Juwelengläden; zuweilen ein paar große Magazine mit Waren aller Art — jetzt sind alle Regale gefüllt; in der Petrowka gibt es sogar schon ein Reisebureau; die Passagen, die gerade in Moskau sehr zahlreich waren, sind wieder geöffnet, in allen Schaufenstern befinden sich Auslagen, alle Läden sind vergeben; die langen Handelsreihen gegenüber dem Kreml sind wieder im Betrieb, viele Kinderspielsachen — in einem Laden sieht man ein großes Schiff mit schwarz-weiß-roter Flagge — das haben sich die Völkischen nicht träumen lassen, daß ihre Farben »ausgerechnet« in Sowjetrußland gezeigt werden. Und auf allen Straßen, allen Plätzen ein lebhafter Handel — das ist schon ein orientalischer Bazar mit Schreien und

Feilschen, mit Beteuern und Lachen, mit Betrug und mit pathetischer »Ehrlichkeit« — und durch diese bald engen, bald breiten Straßen, an diesen gefüllten Läden vorüber — hinauf, hinab — über breite Prospekte die hastende Menge, auf den Fahrdämmen Schlitten neben Schlitten, ganze Schlittenkarawanen, Lastautos und Personenautos, ein Gewühle, Gewoge durch den hohen Schnee; um einen ertönen die Sprachen der Welt, Menschen in fremdartigsten Kleidungen, und wenn man plötzlich von der Höhe des Lubjankaplatzes herabsieht auf den fast kilometerlangen Prospekt, der bis zur Twerskaja herabführt, erfüllt ist von buntem, farbigen Gewimmel eilender Menschen in Pelzen, Kaftans, braunen, schwarzen Mänteln, — Frauen mit bunten Tüchern dazwischen — hinauf galoppierende Rotkavalleristen — und wenn man auf die alte, weiße Mauer von Kitai-Gorod sieht mit dem bizarren, märchenhaft schönen grün-roten Eckturm — dann weiß man: du bist in der Stadt eines gewaltigen Reiches.

Der Reiz von Moskau ruht in seinen Gegensätzen, in seiner überraschenden Regellosigkeit; es ist eine Trutzstadt aus grauem Mittelalter, es erinnert in allem an Kampf, an Gefahren und — da seine Mauern, seine Türme so vollständig erhalten sind — verkündet es einem den Ruhm der Unüberwindlichkeit. Moskau ist eine kriegerische Stadt; um jeden Turm spielt eine Sage,

jeder Kremlturm erzählt eine Geschichte, meist ist sie grauenhaft; immer ist sie furchtbar; immer wird das Leben in wilder Tiefe aufgewühlt, immer grenzt es ans Legendäre, an die Sage, immer begegnet einem überraschend Unheimliches, menschlich Seltsames, immer wird man ergriffen, nachdenklich, oft erschrickt man: die Weiten der menschlichen Natur sind mächtig aufgerissen; das Leben erscheint in geheimnisvoller Größe; ist es ein Spuk, ist es die Wirklichkeit? Moskau ist eine Stadt, die in ihrem Wesen, ihrer Geschichte immer neue Seiten des Lebens enthüllt. Und weil gerade in dieser Stadt das Proletariat seine Hauptstadt erobert hat, werden alle Gegensätze doppelt fühlbar; hier saßen Mongolen und Tartaren, hier herrschte Iwan IV., den wir den ‚Grausamen‘ nennen, hier herrschten die Polen und hier residierte der erste Romanoff, hier fielen die Häupter der großen Volksrevolutionäre Stjenka Rásin und Pugatscheff, hier ging Napoleons Stern unter, hier waren die Revolutionäre tätig, hier kam es zu terroristischen Attentaten, und hier fiel nach wochenlangem Kampf die Herrschaft endlich in die Hände des Proletariats, hier haust nun die erste Weltmachtregierung der Arbeiterklasse, hier sprach Lenin und hier wurde er begraben. —

Moskau ist eine ganz einzige Stadt. — Eine Stadt mit wilder Vergangenheit, eine Stadt, die in jedem Steine seltsam ist, und von der eine

weltrevolutionierende Wirkung ausgeht, die un-
widerstehlich ist.

Hinfluten die Menschen, hinströmt die Menge,
ruhig flattern die roten Fahnen, immer sieht Lenin
herab, tausend Krähen verfinstern schreiend den
Himmel, Nacht fällt herab, der Schnee knirscht,
ein Dudelsack ertönt melancholisch an einer Ecke,
Schlitten sausen einher; allmählich ebbt es ab,
wird ruhiger, nach Mitternacht verschwinden die
Menschen, ein paar Schlitten stehen noch herum,
man schlendert an der weißen Mauer entlang,
der Schnee leuchtet im Mondenschein, kein
Schrei, kein Trunkener, kein übermütiger Pras-
ser, keine Prostituierte, kein käuflicher Junge,
keine »Schlepper« — Ruhe und Sicherheit in
allen Winkeln der Stadt der Arbeit.

Ja es ist eine Stadt der Arbeit. Man sieht es
schon am bloßen Straßenbild, in den Läden ge-
wahrt man keinen Luxus; die Konfektionswaren
sind einfach und praktisch, die Menschen selber
sind einfach gekleidet; gänzlich fehlen die ekel-
haften Schieber und Fatzketypen, die provo-
zierenden Gestalten des Berliner Westens —
für diese Drohnen ist hier kein Raum. Es gibt
ein gewisses mittleres Niveau; man kann sagen:
es ist das Gesicht der werktätigen Klasse. Man
sieht Arbeitsmenschen, die redlich leben, ihre
Beschäftigung haben, die dem Ganzen zugute
kommt. Es gibt keine Unterschiede. Im Gegen-

teil: es herrscht eine Solidarität, eine gewisse Gleichmütigkeit, aufgehört hat das Übertrumpfen, diese typische bürgerliche Eigentümlichkeit, man ist höflich, entgegenkommend, nie unterwürfig, nie überlegen, man spricht immer wie mit Gleichgestellten, man würdigt den andern wie sich selbst, es gibt keine Schranken, keine Unterschiede. Und das böse Gewissen, das Gefühl der Unsicherheit beginnt erst bei den Nepoteuten; die fügen sich in keine Form, zu denen reicht kein offener Blick, die sind unzugänglich und bergen Fallen und fürchten und leben im Dunklen.

Man wohnt sehr eng in Moskau, aber man wohnt besser als vor vier, drei Jahren. Wie man auch besser lebt. Es gab eine Zeit — da mußte man Wasser weit herschleppen und Kartoffelschalen kochen und hatte kein Licht und fror entsetzlich; man konnte sich und seine Wäsche nicht waschen; man hörte nichts von der Außenwelt, man war blockiert und lebte immer noch im Kampf. In den Bibliotheken saßen sie bei 20 Grad Kälte, die Tinte fror in den Gläsern, es wurde fast nichts gedruckt — man litt an allem. Nun, diese Zeiten sind vorüber, und die Sowjets haben gesiegt.

Man erhält einen ausreichenden Lohn und Gehalt; ja die wissenschaftlichen Arbeiter geben 1% ihres Monatsgehaltes ab für ihre Kollegen im armen kapitalistischen Deutschland. Und

man hat zu essen, zu trinken, man kann sich wieder Kleidung kaufen; der Arbeiter erhält Kredit und zahlt nur einen ganz geringen Zins für die Wohnung (durchschnittlich 2 Mark monatlich, es gibt ja keinen Grundbesitz mehr); für die Kinder wird gesorgt, die Gesundheitspflege ist staatlich so gut organisiert wie es in einem Lande möglich ist, in dem bis 1917 die Hygiene gerade für das Proletariat eine sehr vernachlässigte Angelegenheit war. Viele Häuser sind neu hergerichtet, man hält sie sauber, repariert die Einrichtungen, man sitzt nirgends mehr kalt — und so eng man auch wohnt, überall herrscht Sauberkeit. Moskau hatte nur Raum für $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, heute wohnen fast doppelt so viele Menschen dort, seit Lenin grad von der Regierung verlassen und fast zur Grenzstadt wurde. So ist man gezwungen, oft mit seiner Familie in ein, zwei Zimmern zu hausen; man hat Küche, Arbeits-, Wohn-, Eß- und Empfangszimmer in einem Raum — aber es hat sich schon so vieles überraschend gebessert — man wird bauen und wird wieder geräumiger wohnen. Es gibt »Gemeinschaftshäuser« — die sind in früheren Hotels oder Schlössern eingerichtet, da hat jede Person ein Zimmer, man erhält die Möbel gestellt und kann sich sonst einrichten, wie man will; es gibt keine »Gemeinschaftsküche«, aber einige große Küchen — da kann kochen, wer will. Man ist sonst ungebun-

den, ganz frei, zahlt einen geringen Unterhaltungs- zins, unterliegt keinem Zwang, man wohnt und lebt so nicht schlecht. So hausen Gelehrte, Schriftsteller, so wohnen die Mitglieder des Z. K. der R. K. P.

Der Sucharewka Markt hat alle Kriegs- und Bürgerkriegswirren überlebt, der Handel der kleinen Leute war nicht auszurotten, es ist eine nationale Leidenschaft. Welches Getöse an einem Sonntagmittag auf diesem breiten Boulevard um den sagenhaften, gewaltigen Ziegelbau des Sucharew- turmes herum; in fünf, sechs Reihen ziehen sich mehrere hundert Meter lange Budenreihen dahin. Verschwunden sind die Typen des ver- kommenen Adels und der expropriierten Bour- geoisie, die hier ihre letzten Besitztümer loszu- schlagen versuchten, um einige Tage weiter zu fristen; man sieht diese Typen überhaupt nicht mehr, wie überall die Straßenbettelei sehr stark abgenommen hat.

Die Sucharewka ist ein Riesentrust, ein Waren- haus der Kleinhändler auf der Straße. Man han- delt mit Leidenschaft, mit wahrhafter Wollust; hier sieht man alles, was man braucht, was man ißt, wovon man lebt, worin man sich kleidet; man sieht Fleisch und Fische und Stiefel und Fußbälle, man sieht — mitten auf dem Fahrdamm — ganze Reihen von Sofas und eisernen Bettstellen, man sieht Bilder und Bücher und Teppiche, Vogel- käfige und Zahnbürsten, man sieht in einer Ecke

einen Haufen Bilder dicker, nackter Weiber und gerät plötzlich in einen Höllenlärm: etwa hundert Grammophone vollführen dort gleichzeitige einen Riesenspektakel, spielen aus Opern und Operetten, man hört singen und kommandieren, schreien und lachen, »Tamerlan« wiegt sich träumerisch auch hier. Und geht man erschrocken von so viel Gekrächz und Radau weiter, so gerät man unvermutet in einen neuen Hexensabbath — eine Bande von fünfzig Burschen in Schafspelzen setzt Mund- und Ziehharmoniken in Tätigkeit, einige trompeten, und überall Gedränge, Geschrei und Lachen und Fluchen. Weiß ich, wie man betrügt?! Von zehn, zwanzig Pfannen steigt Bratduft lieblich hoch, sie braten Würste und Kotelettes und Kartoffelpuffer und wieder schiebst du dich mühselig durch die Menge — sie bieten dir schreiend, gestikulierend Hemden und Taschenlampen an und nun kommst du in ein ganzes Stadtviertel von Schusterbuden und siehst Schuhe, Stiefel aller Art, fremdartigster Fassungen. Und dann kommen zwanzig, meinerwegen dreißig Buden mit Fleisch — dann kommen die Fische (kommen sie aus der Wolga?) und dies Ganze ist kein Trödelmarkt mehr, es ist ein Volksfest, eine jahrhundertalte Gewohnheit unausrottbar und ewig wie die rote Mauer des Kreml, wie Moskau selbst. Bunt wie die Fülle der Waren die Fülle der Menschen: Bauern in Schafspelzen, Tataren in blau-weißen, langen Kitteln mit runden Pfaffen-

käppchen auf geschorenem Schädel und schmalgeschlitzten dunkelblitzenden, etwas feuchten Augen; Kalmücken mit plumpen zusammengequetschten Schädeln und listigen Augen; blonde, ganz weißblonde Mädchen — breit watschelnd, mit bunten Tüchern um den Kopf, und Händler mit Hampelmännern, und Chinesen, Kosaken, und Gedränge, Gestoße, Flüche, Gelächter — und wahrscheinlich auch Taschendiebe und Gauner aller Art — und wieder Musik und vorsichtige, prüfende Einkäufer und lauernde Verkäufer — der Jahrmarkt des Ostens, die große Messe der kleinen Leute. »Klassenbewußte« Proletarier gehen dort nicht hin.

Wenn man nach Deutschland zurückkehrt, wird man mit tausend Fragen bestürmt, und immer ist eine der ersten Fragen: Nun wie steht es um den Kommunismus in Rußland? Und auf diese Frage wollen die meisten gar keine Antwort haben; sie haben etwas gehört von der »Nep«, deren Wesen sie nicht verstanden haben; und sie feiern jetzt im Frühjahr 1924 den Streikbrecher Macdonald als ihren Heiland — nach tausendfachem Bankrott, nachdem sie alle Sümpfe und Kloaken des Parlamentarismus durchwatet haben. Man scheint in irgendeinem Hirnwinkel ganz verschwommen, vielleicht aber auch ganz perfide bewußt, die Vorstellung zu haben, als hätte das russische Proletariat seine Interessen

ebenso schändlich um ein paar Mandate im Parlament und einige Ministersessel verramscht. An wen? ich weiß es nicht.

Wenn dieser alte Adel noch existierte? ! seine Schlösser sind im Besitz des Proletariats, seine Güter gehören den Bauern. In seinen Stadtpalästen sitzen Kommissariate, in den großen Villen der Bourgeoisie hat man Laboratorien, Institute, Kinderheime eingerichtet. Wo sind die Zeitungen, die Parteien, die Klubs, die mit Geldern der Bourgeoisie gespeist werden, um auf Umwegen oder gar direkt unverblümt ihre konkretesten Interessen wahrzunehmen? Hat man schon einen Großkapitalisten gesehen, der die proletarische Regierung stürzen will? Wo ist die Finanzclique, die ins Außenministerium geht und bestimmt: wir müssen diese, jene Industriebezirke jenseits der Grenze besetzen, wir müssen Zeitungen in Frankreich bestechen, ihr müßt uns zehn Millionen Muschiks zur Verfügung stellen, um zu unserm Ziel zu gelangen. Wer regiert in Rußland neben dem Proletariat? Wo ist in Rußland die Macht, von der es zuletzt abhängt, wann eine Regierung geht oder bleibt, was sie befiehlt, was sie unterläßt?

Man kann Rußland nicht mit den üblichen bürgerlichen Maßstäben messen; es hilft nichts, es nach seiner Wiederherstellung so zu betrachten, als würde es seine Kräfte in derselben Weise auswirken wie in der zaristischen Zeit. Denn es

gibt für Rußland keine imperialistischen Ziele, sondern nur proletarische. Und weil Rußland der erste proletarische Staat der Weltgeschichte überhaupt ist, weil es als solcher ganz bestimmte, fest umrissene Aufgaben und Ziele hat, die sich von den Aufgaben und Zielen des alten Rußland, überhaupt jedes kapitalistischen Staates vollständig unterscheiden, und weil man so dumm, so böswillig und auch so bankrott ist, dies neue Gesicht zu erkennen: deshalb wirkt das neue Rußland so rätselhaft, deshalb erzeugt die Fama so viele törichte Phantasien.

»Konzessionen« sind nur Mittel, nur Behelfe; »Konzessionen« sind Schwankungen im Rhythmus, Zeichen eines veränderten Tempos. Die »Nep« ist nur Instrument, sie ist nicht Selbstzweck und erst recht kein Ziel. Die russische Politik, die Richtlinien des proletarischen Staates gelten nicht für heute, für morgen; man denkt bei jeder Maßnahme an die nächsten fünfzig Jahre, man hat die Macht in der Hand und denkt sie nicht wieder herzugeben, und so völlig verändert sind alle Verhältnisse, so vernichtet sind die alten herrschenden Klassen, so aufgelöst sind alte Besitzverhältnisse, daß jede Macht, die versuchen wollte, ihre alten »Rechte« zurückzuerobern, die Stelle nicht finden könnte, wo sie sich niederlassen, von wo sie regieren könnte; es würde ihr ähnlich ergehen, wie dem Bewohner eines völlig zer-

störten Dorfes, der den Platz seines Besitzes nicht wieder erkennt.

Rußland ist nicht abhängig von irgendeiner andern Macht, irgendeinem andern Staat der Welt, es karrt sich nicht an, es hat kein Bündnis, es braucht kein Bündnis als das Band, das es mit der ganzen proletarischen Klasse der Welt verbindet, es feilscht nicht um Positionen im Interesse einer kapitalistischen Gruppe. Und seine Entwicklung ist einzig in ihrem Tempo auf den vollkommenen Kommunismus hin abhängig vom Tempo des Befreiungsprozesses der arbeitenden Klasse der Welt. Und jede Konzession an einen Konzern des Auslandes ist nichts anderes als eine Mahnung an die arbeitende Klasse des Landes, zu dem der Konzern gehört: beseitigt diesen Konzern bei euch.

Neue Verhältnisse gestalten einen neuen Menschentyp. Wir kennen im Westen den russischen Menschen durch die Romane Dostojewskis, Tolstois, wir kennen ihn als eine ganz bestimmte, außergewöhnliche Erscheinung, ein grübelndes, zerfaserndes Geschöpf, umhergeworfen zwischen Leidenschaften, angefressen von allen Zweifeln, heimgegeben allen Versuchungen des Fleisches und der Seele, abseitig allen täglichen Realitäten, immer mit sich beschäftigt, innerlich einsam, ein ständiger Nachtwandler durch die schauerlichsten Klüfte des Daseins, ständig in

Widersprüchen verwickelt, mit einem Hang zum Phantastischen, Mystischen begabt; ein schwer bestimmbares, rätselhaftes Gebilde, oft verdorben bis in die heimlichsten, unbewußtesten Regungen, oft verklärt über alle irdischen Begriffe hinaus; beladen mit der Verantwortung für alles Geschehene, ständig schuldbewußt, zu jeder Selbstbeziehung bereit, sich erniedrigend, schamvoll, ständig in die Enge getrieben, zu äußersten Geschicken verurteilt.

Was ist von diesem Gebilde von Blut und Spuk und grauer Phantastik geblieben? Wo ist dieser christlich-asketische, heidnisch-ausschweifende, skeptisch verfluchte Mensch? Wo ist dieser grauenvolle Abgrund menschlicher Laster, seelischer Zermürbung, innerer Erleuchtung?

Dieser Mensch, der Europa erschüttert hat, ist nicht mehr; er war ein vorrevolutionärer Typ, er war unruhig, verfolgt und bedrängt, er konnte nicht aus sich herausleben, wie er wollte und mußte. Er war in sich hinein verdrängt, und seine Seele erlitt tausendfache, wirre Verästelungen, sein inneres Gestrüpp war der Gegensatz zum äußern Gewaltgespinnst, mit dem der Absolutismus das ganze Land, das Volk überzog. Es ist heute produktiven Menschen die Möglichkeit, die Freiheit der Entwicklung gegeben; die schöpferischen Menschen sind losgelassen, man hat ihnen die Richtung gewiesen, in der sie ihre Kräfte entfalten können.

Der negative Mensch ist verschwunden. Seine Karikatur lebt im »weißen« Lager der Emigranten.

Man hat bereits von einer »Amerikanisierung« des russischen Menschen gesprochen; das ist richtig und es ist als Ganzes genommen — falsch. Es ist richtig so weit, als der neue russische Mensch ein Mensch der Sachlichkeit, der Präzision ist, des Tages, der bestimmten Aufgabe, es ist richtig, weil der russische Mensch jetzt ein Gefühl für das Tempo besitzt, für die Bewegung überhaupt — darüber hinaus ein sehr feines Empfinden sogar für die Veränderungen der Bewegung, für ihre Schwankungen. Bolschewismus ist keine Erstarrung, Bolschewismus ist heute noch im Wesentlichen Bewegung nach einem Ziele hin — wir wissen nicht, wie es am Ziele aussieht, wir wissen nur, daß am Ziele jede Ausbeutung in jeder Form ein Ende hat. Heute ist der Kernzug, die Aufgabe des Bolschewismus nach diesem Ziele hinzuführen mit allen Mitteln der Bewegung. Taktik ist die wichtigste Aufgabe. Der Kampf um das Ziel erfordert den wachen, bereiten, unbenommenen Menschen, den amerikanischen Tatsachentyp, den praktischen, entschlossenen, daseinserfahrenen, nüchternen, ausdauernden Arbeiter. Sprungbereitschaft, Sprungfähigkeit sind zwei seiner Haupteigenschaften. Mit Hilfe der Technik wollte Lenin Rußlands Bolschewisierung durchsetzen. Die Elektrifika-

tion ist die Helferin des Bolschewismus geworden. Als ich zum ersten Male nach Rußland fuhr, flog ich im Flugzeug; mir ist das immer ein sehr schönes Symbol gewesen. Aber was den neuen, freien (in jeder Beziehung) russischen Menschen vom Amerikaner unterscheidet, ist eben der Inhalt seines Lebens, das Ziel seiner Arbeit. Der russische Mensch ist ein ethisches Individuum, seine Arbeit hat einen hohen moralischen Wert; ich glaube, das kann man von der Arbeit des Petroleummagnaten Sinclair kaum behaupten.

Der Kommunismus macht ständig Fortschritte. Man erkennt es an jener Atmosphäre, die um die »Nepmänner« weht. Die »Nepmänner« sind verachtet. Ihr Anblick ist eine ständige Mahnung für den Proletarier, man muß sich immer mehr anstrengen, um die Reste des Kapitalismus zu beseitigen. Der Kommunismus hat einen Frontwechsel vorgenommen. Man liegt gegen den Kapitalismus in einer Art Schützengrabenkrieg; es hängt nicht zuletzt vom europäischen Proletariat ab, wann man aus den Gräben zum Angriff emporsteigt. Die äußere Erbitterung, die radikale, brutale Form des Kampfes gegen den Kapitalismus ist vertauscht worden mit einer intensiveren Bolschewisierung innerhalb der eigenen Reihen — man ist strenger gegen sich selbst geworden — man verlangt das Äußerste — so hat

man die Partei gereinigt, so ist man von letzter Erbarmungslosigkeit gegen Verfehlungen jeder Art in den eigenen Reihen, so bekämpft man mit Fanatismus gewisse Ermüdungserscheinungen in der Einstellung auf den Verlauf der revolutionären Bewegung in Europa. Die rein äußere Propaganda durch Plakate hat sehr stark abgenommen, aber die innere Arbeit, die Befruchtung des Proletariats mit kommunistischen Ideen hat zugenommen; die Bildungsarbeit ist weit intensiver geworden, so mühsam sie auch ist. Man bildet die neuen Lehrkräfte aus den Reihen des Proletariats heran, ein Lehrer des »Institutes der Roten Professoren« konnte nicht genug loben, wie rege, wie interessiert man im Seminar des Institutes arbeitet, wie gründlich die jungen Leute die Probleme zu lösen versuchen, und wie man sich bemüht, die Ergebnisse gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit in Sammelwerken festzulegen. Da wächst nun aus dem Proletariat heraus eine ganz neue Schicht von belebenden, lehrenden Kräften, welche die Zukunft wollen, und dem neuen Staat, der neuen Gesellschaftsform ein Gesicht geben. So bilden sich neue Kräfte in der Armee, im Beamtentum, in der Verwaltung, im Bildungswesen, so entsteht etwas ganz Neues, eine Körperschaft, die weiter wirkt und befruchtet und innerlich festigt, was äußerlich schon sicher dasteht. Wie lächerlich allein der Gedanke, aus diesem Staat könnte sich

wieder eine bürgerliche Welt entwickeln! Wo sind die Grundlagen dafür?!

Es ist eine neue, unverbrauchte Jugend da: revolutionär, unter ganz eigentümlichen, antibürgerlichen Bedingungen erwachsen, die zum ersten Male überhaupt in der Geschichte auftauchen. Aus dieser Jugend rekrutierte sich die Opposition in der Partei. Diese Opposition bedeutete nichts anderes als die Betonung des Kommunismus um jeden Preis. Die Opposition war das Gewissen der Partei, sie war die Warnung vor der Erstarrung des Apparates, vor der Erhaltung der Beziehungen zwischen Apparat und Proletariat. Die Opposition verriet das Leben innerhalb der Partei und sie ist in keinem Falle eine Zersetzungerscheinung oder gar eine Putschpartei. Die russische Partei, welche in der vordersten Kampfreihe gegen das Kapital steht und ihren Staat um dieses Kampfes willen als Basis erhalten muß, wird zusammengehalten durch eine äußerste Disziplin; und nichts liegt diesen Kreisen ferner als bonapartistische Ideen, auf solche Vorstellungen können nur schwankende Gemüter kommen nach einer beispiellosen Niederlage.

Wir müssen lernen, daß die Erscheinungen in den Entwicklungsphasen eines Arbeiterstaates ihre eigenen Gesetze und Formen haben und ganz von sich aus begriffen werden müssen. Wir werden nie weit im Verständnis für das neue

Rußland kommen, wenn wir nicht ständig von den Interessensphären des Proletariats selbst ausgehen. Mit bürgerlichen, imperialistischen Denkformen werden wir nichts begreifen. Es ist bürgerlich, sich vor der »Nep« zu fürchten, aber es ist proletarisch, die »Nep« zu überraschen, zu benutzen und sie zu beseitigen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hat. Es stünde schlecht um die Aussichten der proletarischen Klasse, der »Nep« wegen alle Hoffnung schwinden zu lassen und sich — wie es die »Linken« S. P. D. tun — zu Helfershelfern der Bourgeoisie zu erniedrigen. Schöne Logik, affenartige Dialektik.

Immer noch sind die Kirchen überlaufen, immer noch drängen sich Schwärme von Weibern, Kindern und städtisch gekleideten Männern und Frauen vor der engen Pforte der Iberischen Kapelle, und im Innern drängt sich ein dichter Haufen von Menschen, die vor dem berühmten Bildnis der Mutter Gottes das Kreuz schlagen, wie die Fledermäuse an ihm hochflattern, die Hände, den Mund küssen, zurückfliehen, sich stumm — die Lippen bewegend — demütig verbeugen und hinausgehen — hinausdrängeln — durch den Schwarm von Frommen und Bettlern — denn immer noch harren am Eingang einige Berufsbettler auf die Gaben der »Gläubigen«. Und neben der Kapelle schreien, feilschen Straß

ßenhändler — und über ihnen allen verkündet die Inschrift die neue Wahrheit: »Religion ist Opium fürs Volk«.

Aber der Hang zur Kirche ist ein Hang zur Form, nicht zum Wesentlichen; ich glaube, es äußert sich hier ein Mechanismus — nichts mehr. Und seitdem den Geistlichen die Lust zur Politik gründlich ausgetrieben ist, fällt die Bedeutung der Kanzel als politische Propagandastätte gänzlich weg. Der Kampf gegen die Kirche, der früher zeitweilig in einer äußerst schroffen Form geführt wurde, ist heute mit allen Mitteln der Agitation entfaltet worden; man bekämpft sie mit allen Mitteln, an allen Orten; es gab die großen Auseinandersetzungen in öffentlichen Sälen, wo man große Debatten mit einem »Vertreter Gottes« führte und zu einem Urteile über Gott kam. Man gründete in Moskau atheistische Klubs; es gibt »atheistische« Verlage, die Zeitschriften und wissenschaftliche Werke herausgeben, in denen nicht nur das Christentum sondern überhaupt jeder Glaube an einen persönlichen Gott, jede Religion überhaupt kritisch untersucht und auf ihre Entstehung aus den ökonomischen Verhältnissen zurückgegangen wird. Es ist charakteristisch, daß in der Vorstellung des Proletkults, in der die deutsche Revolution dramatisiert wurde, gerade die Kirche am heftigsten attackiert wurde, und gerade aus einer Pantomime, in der die Kirche den »Heiden« mit Feuer und

Schwert die Segnungen des Christentums zu bringen versuchte, entwickelte sich am Ende der entscheidende Kampf um die Macht. Im Theater sieht man bei jeder Gelegenheit, wie die Kirche und ihre Vertreter verhöhnt werden. Und alle diese Satiren, diese Entlarvungen erfolgen unter dem Motto Mephistos: »Die Kirch' hat einen großen Magen«. — Die Kirche wird als die brutalste, dickfelligste, frechste Ausbeuterin dargestellt, als eine der gefährlichsten Helferinnen des Kapitals. Die Kirche ist mit ihrer Theologie und in ihrer ökonomischen Form die ärgste Feindin des Proletariats.

Es gab damals im Februar 1924 eine Ausstellung »revolutionärer Kunst« im Historischen Museum; ich war erschrocken — in vielleicht zehn, zwölf Sälen (es können auch mehr gewesen sein) hingen lauter »Schinken«, sehr flache, sehr geleckte Malereien aus den Revolutionskämpfen; Porträts hingen gleich zu Dutzenden an den Wänden; dann gab es Straßenkämpfe, Demonstrationzüge, Versammlungen — alles mit dem Kennwort: so hat es ausgesehen (aber Kämpfe haben so garnicht ausgesehen); und dann hinausposaunt: so sieht ein tapferer Held der Barrikade aus. Alles hübsch stofflich, sehr übertrieben und zugleich sehr flach, sehr schablonenhaft, sehr geleckert im Ausdruck, sehr unpersönlich gemalt — es wurde verlangt — das Werk wuchs nicht aus dem Menschen, es kam aus der Vorlage; und

alles sehr primitiv im schlechten Sinne; das Land, das die konsequenteste Revolution der Weltgeschichte erlebt hat, favorisiert eine Kunst, die die Revolution banalisiert. Wir hatten 1923 in Berlin eine Ausstellung neuer russischer Kunst — welcher Stillstand, nein welche Rumpelkammer, welche schlecht offiziöse Kunst hier, welche Nachlässigkeit und Arglosigkeit, welcher Erlebnismangel, welche Gleichgültigkeit gegen Gestaltungsform. Vor dem Kreml haben sie einen »Freiheitshelden« in Gips postiert, er schwenkt den Hut wie ein »Tiroler« auf Reiseandenken; man fürchtet, er würde jeden Augenblick losjodeln. Man hat — im übrigen — wohl schon genug von den häßlichen Marxgipsbüsten gehört, von dem geschwollen pathetischen französischen Freiheitsdenkmal in Moskau. Vielleicht hat sich diese »Kunst« bald ausgetobt. Hoffentlich. Ich fürchte, der Drang ist unausrottbar — man kann sich nicht genug tun, sich selber Denkmäler zu setzen — aber warum fällt man so leicht ins Klischee? Man ist in der Satire, in der Karikatur so stark!

Kunst in innere Beziehung zum Leben gesetzt, nicht zu diesem vielsagenden und wieder nichts-sagenden, unbestimmten, vagen, gefühlsmäßigen »Begriff« Leben« sondern zum Leben des heutigen Tages, der heutigen Gesellschaft, der heutigen Kultur und dem Willen der herrschenden Klasse — das ist die Aufgabe der proletarischen

Kunst in Rußland. Die Resultate hängen von der schöpferischen Kraft der Individuen ab. Die Russen haben malerisch, plastisch versagt. Das ist um so merkwürdiger, als gerade der Grundzug ihrer Revolution ausgesprochen plastischen Charakter hat, da sich in ihrem ganzen Verlauf gerade ein genialer Formwille und ein hervorragendes Formvermögen kundtut. Das Ziel der Revolution ist die ganz bewußte Formung einer neuen Gesellschaftsordnung, die Regelung des Lebens nach bestimmten ökonomischen Gesetzen für jeden einzelnen innerhalb der Gesamtheit. Daß es sich hier nicht um Durchführung unelastischer Schemata handelt, beweist am besten der Leninismus mit seiner Elastizität, seiner beweglichen Taktik, nicht zuletzt mit seiner Selbstkorrektur. Erkenntnisse in Taten umzusetzen, lebensfähig zu machen, das ist ein Grundzug des Leninismus; der Leninismus birgt entschieden starke künstlerische Keime.

Es ist merkwürdig, daß die russische bildende Kunst so ganz ins Hintertreffen gerät. Ich weiß, daß die Materialfrage in Rußland eine große Rolle spielt — es fehlte am Material und man dachte sich wenig Kunst geformt in diesem fehlenden Material. Dann war die bildende Kunst eine Angelegenheit der Bourgeoisie allein — aus mannigfachen Gründen — immerhin — warum ist man so offiziell, so kalt — warum gerade — da diese Revolution ganz unkonventionell war und ist.

Wie anders wirkt das russische Theater! Man hat in Deutschland Stanislawski und Tairow gesehen, man kennt die Linie. Über Tairow führt die Linie zu Meierhold. Tairow ist der ironisch-heimer-ernste Artist; bei ihm spielt man noch um des Spieles willen; Meierhold ist mehr, er beherrscht die Technik Tairows, er besitzt seine Phantasie, aber er ist mehr — er ist der Mensch, der das lebendigere Gefühl der Zeit, des Tages besitzt, Meierholds Inszenierungen sind politisch, dieser politische, propagandistische Charakter schimmert überall durch, Meierhold ist nie platt, nie mittelbar, er hat eine sichere Linie und ist wirklich schöpferisch. Die Russen gehen sehr eigenmächtig mit den Werken ihrer Vergangenheit um, sie respektieren sie nicht, sie nehmen sie nicht als Schöpfungen von Individuen, sondern von Klassen, sie nehmen sie als Produkte ganzer Epochen, sie fühlen also im Grunde historischer, und sie scheuen sich nicht, wenn das Werk nun einmal in seiner Gesamtheit etwas Vollendetes, Zusammenfassendes bedeutet, einzelne Szenen abzuändern, ihnen neue Impulse zu geben, ihren Sinn herauszustreichen, Gegensätze zu verschärfen. So wird Ostrowki, der leise tappende Satiriker der Kleinbourgeoisie und des kleinen Adels, durch Meierholds Phantasie und Belebungskraft und politischen Scharfsinn ein Verbündeter der kommunistischen Front gegen Kleinbürgertum und Feudalität.

Meierhold sprengt das Alte, er ist souverän rücksichtslos, sobald es sich darum handelt, zersetzend zu wirken; ersetzt ganz neue Situationen ein und er läßt sie sich so abspielen, daß sie nicht nur künstlerisch — in Farbe oder Ton wirken — sie müssen einen geraden, direkten Sinn haben. Es gibt bei uns in Deutschland eine Richtung von Theaterkritikern, deren ganzes Evangelium — täglich von einem Angehörigen der Sekte heruntergelallt — lautet: aus der Bewegung herausentwickeln, Rhythmus erkennen, in der Darstellung exakt wiedergeben. Sie bewegen sich immer nur um ein Problem — die Form. Und sie kennen nicht oder sie ignorieren die Gesetze, welche die Form diktieren; sie wollen nicht wissen, daß die Kunst um der bloßen Kunst willen in einem Raume wirkt, der gar kein Leben mehr haben kann. Was diese Leute mit ihren Bewegungsgesetzen, ihrer Forderung nach dem Spielen aus dem Körper heraus, nach dem Einklang von körperlicher und seelischer Bewegung wollen, ist bei Meierhold Vorbedingung der Kunst überhaupt. Unsere deutschen Leute können mit ihrer Spielform schließlich jeder Anschauung gefällig sein, sie werden sich ins Spielerische verlieren, weil ihnen der eigentliche Sinn für das Leben fehlt, weil sie nichts wissen von der Verbindung zwischen Theater und Publikum. Meierhold schafft diese Einheit. Er kommt ganz vom Theater her, er arbeitet mit ältesten

Vorbildern, da taucht wieder eine Person auf wie der Harlekin. Manches wirkt wie eine Buffonerie und wie Improvisation; die Szenen sind angelegt wie Nummern im Varieté oder im Zirkus, zugleich hat jede irgendeinen belehrenden Charakter; Meierhold liebt das Epigramm, die Sinnggebung, er gibt gerne einer jeden Nummer (kinomatographisch) ihre Überschrift. Er erobert das Theater wieder vom Theater her, mit Mitteln über das Theater hinaus; immer verfolgt er einen bestimmten Zweck, immer verkündet er neue Weltanschauung. Und ist immer amüsant, erfinderisch, witzig, beweglich. In der Stille, im Versteck ist er ein tiefer Melancholiker, ein leuchtender Musikant, ein Öffner von Lebensperspektiven, er kann im Vorübergehen erschüttern, er will sich nur nicht lange aufhalten, er kennt das Leben, und man muß marschieren, marschieren — das Ziel ist noch weit, unser Leben ist kurz, der Tod ist immer gegenwärtig. Meierhold hat eine Vorliebe für die Habenichtse, die witzigen Vagabunden, die Verächter der »Gemütlichkeit«, für die großen Spaßmacher, die der Sippe die Zunge herausstrecken. Kerr glaubte bei Brahm rembrandtische Züge zu entdecken — nun dieser Meierhold hat etwas von Voltaire, von Swift und vor allem von der Formkraft, der Logik und Klarheit des Leninismus, er ist im Stillen ein Grübler, wie Lenin einer war, er tritt in die Öffentlichkeit — ironisch, beweiskräftig, schlagfertig,

beißend, dabei sachlich, dabei ernst — ohne Pathos, ohne Schönfärberei, seine Wahrheitsliebe wirkt brutal, seine Originalität ist verblüffend, seine Wirkung geht über alle Tage hinaus, seine schöpferische Kraft ist überwältigend, und seine Nachahmer sind zahllos.

III

LENINGRAD

Man fährt in vierzehn Stunden von Moskau nach Leningrad. Wieder durch die unlebendige, leuchtende Schneelandschaft, durch Wälder und Einöden, hier liegt eine Hütte, dann verkriecht sich um Hügel herum ein ganzes Dorf. Es wird immer dunkler, der Mond kommt über den schweigenden Wald herauf wie eine flammende Sichel — nackt und bloß. Wenn es tagt, sieht man schon Fabriken, qualmende Schlote; wie immer — plötzlich fährt man im Bahnhof ein — hoch oben ragt an der Decke des eisernen Gewölbes breit und herausfordernd der Name: Leningrad.

Der Zug war sehr voll — ich entsinne mich noch einiger Genossen, die Lenins Bildnis — schwarzumflort — an der Jacke trugen; ich denke noch an die schöne, schwarze Frau, die zuweilen auf den Gang trat, wieder verschwand — man hörte noch ihr Lachen; ging man am Abteil vorüber, sah man sie ausgestreckt liegen, ihr weißer Arm leuchtete unter der Decke hervor. In mei-

nem Abteil saß ein dickes Ehepaar — ein Kaufmann, der nicht zufrieden war. Ein junger Mann — Ingenieur — einst Student in Heidelberg. Es fiel nichts vor, die Nacht verging. Jemand meinte, Bebel wäre kein Bolschewist geworden — müßiges Gerede — so verging die Nacht.

Wie gefiel mir Leningrad. Meine Zeit drängte, und ich sah nicht viel. Es blieb nur ein Eindruck, aber dieser Eindruck war bleibend. Die Stadt ist überraschend europäisch, wenn man von Moskau kommt — in der Anlage, im Stil, im Lebensschnitt. Sie ist heute nicht mehr tot und verlassen, verfällt nicht nur nicht mehr, es regt sich an allen Ecken und Enden. Vor ein, zwei Jahren sprach man von Leningrad wie von einer sterbenden Stadt, einer großen Steinwüste — nun ist es lebendig geworden, es gibt da Läden und Kaufhäuser und Markthallen, es gibt überall Kinos, kleine Restaurants in denen die Arbeiter sitzen, und es gibt viele, viele Kuchenbäckereien — da geht man einige Stufen hinab — kommt in weite Räume, da lagern ganze Berge von Gebäck in allen Formen, allen Arten. Dann gibt es große Lebensmittelgeschäfte mit fünf, sechs Riesenschau fenstern, dahinter wieder Berge von Konserven, Schinken, Würsten; dahinter Trauben und Kaviar und Fische und Butter und viele andere gute Dinge. Man spielt Theater, man wohnt dort nicht eng zusammen; und alles ist

sauber, ist in heiler Ordnung, ständig schaffen Kolonnen die gewaltigen Schneemassen weg, es herrscht eine straffe Ordnung in Leningrad, und ein Bekannter meinte, wenn es in Preußen hieß: »Streng verboten«, so heißt es in Leningrad: »Strengstens verboten«.

Wieder auch hier unzählige Buchläden; wenige Ramschgeschäfte, einige Luxusläden, einige Blumenläden — man sieht sie mit einem gewissen Haß, wie denn überhaupt das Gefühl für solche Dinge in Rußland doppelt scharf ist. Sobald man über die russische Grenze kommt, merkt man scharf auch nur auf jeden Schein von sozialer Ungerechtigkeit; das Gefühl scheint hier viel schärfer ausgeprägt zu sein, und jede Feststellung wird nicht ohne Schmerz ertragen.

Etwas erinnert Leningrad schon an München: gewaltige Paläste, Kirchen von großartiger Pracht (und nun glaubst du, du bist schon fast in Italien — aber was sollen diese Kirchen noch hier? sie kommen einem vor, wie Kulissen, die man wegschieben müßte). Leningrad war die Residenzstadt, so wirkt es in vielen Teilen kalt, prunkhaft, großartig, aber auch leer. Es fehlen die Menschen, um diese mächtigen, geschlossenen Plätze zu füllen, um diese Ströme von Boulevards zu durchfluten. Leningrad ist etwas überflüssig geworden; und so macht es in dem stillen Regierungsviertel an einem hindämmernden, dunstigen Wintertag, während man an den

Ufern der Fontanka lässig hinschlendert, einen merkwürdig melancholischen Eindruck. Hinzu kommt die Ruhe, die Ordnung, die Stille, hinzu kommt, daß man an vielen Stellen noch alte Denkmäler und Säulen sieht — die haben ihren Sinn verloren — wozu reiten die Zaren noch durch diesen grauen Wintertag? sie wissen es nicht, ich weiß es nicht, du weißt es nicht. Es gibt kein Zusammenhang mehr zwischen Jenem und Diesem, zwischen Gestern und Morgen. Manchmal — ist es noch Leben, ist es noch Wirklichkeit? Dann Bewunderung für die Leute, die diese Stadt planmäßig künstlich mit Absicht schufen auf morastiger Grundlage . . . Erst vor dem Winterpalais, vor der großen Rednertribüne, die sich höchst eigenwillig in diese kalte, eisige Pracht hineingedrängt hat, kehrt man wieder ins Dasein zurück, ins Heute und in den Kampf. Dann um die Ecke, durch ein verschneites Gäßchen zwischen den Palästen hindurch, einen Damm hinauf, nun stehst du an der Newa, fern eine mächtige Brücke — fein gespannt über ein weites Eisfeld, dort drüben im Dunst, wie in der Auflösung begriffen, grau verwest, verflüchtigen sich die Kasematten der Peter-Pauls-Festung, darüber hinaus schwingt ins fließende, matte Grau ein schmaler, spitzer, langer Turm fein wie eine Degenspitze, näher heran drängt jene Insel mit der verfluchten Börse, und links zieht sich im großen Schwung das massige Eis

feld dahin wie eine begrenzte Wüste, zackig, felsig, unfruchtbar, gewiß zur krachenden Auflösung bestimmt. Ich weiß — dort weiter hinaus — eisumgürtet lagert Kronstadt, und über solches unwegsames, schwieriges, zerklüftetes Gefilde stürmten »Rote Soldaten« zum Angriff gegen das konterrevolutionäre Rebellennest. Vertan, vergangen — nie wieder.

Und man kehrt zurück, findet auf dem Prospekt des 25. Oktober in einem großen Aushängkasten an der Öffentlichen Bibliothek Bilder des deutschen Elends — Kinder, Frauen, Männer, Bilder aus verfallenden Wohnungen, Menschen in Lumpen auf Lumpen gelagert; und daneben lächelt froh und siegesgewiß Gustav Stresemann.

Leningrad ist zum Leben erwacht. Die Bevölkerung hat hier leichten Sinn. Man merkt es auf der Straße, in den Ämtern, im Theater, in den Redaktionen, überall. Das Leben ist hier leichter; die Preise sind auch billiger als in Moskau; aber die Bevölkerung hat auch leichteres Blut. Sie singen viel, sie machen Scherze, sie sind gerne ironisch; sie seufzen und sie haben es auch schon wieder vergessen, sind fröhlich, guter Dinge. Diese Stadt hat etwas Prickelndes, Belebendes, eine heitere Frische. Und man hat Sehnsucht danach.

Hier fing die Revolution an. Hier spektakelte der Zirkusbluff der Kerenskizeit. Aber hier lebte ein klassenbewußtes Proletariat — angriffsbereit, das zuerst ganz bewußt, unerschrocken, konsequent gegen das Kapital losmarschierte und nach drei Tagen schon den Sieg unantastbar in Händen hatte. Leningrad gibt Einem Recht: die russische Revolution ist keine nur russische oder etwa gar asiatische Angelegenheit; die Revolution begann in Europa — hier in Leningrad, in dieser europäischen Stadt mit ihrem europäischen Gepräge, ihren europäischen ökonomischen Verhältnissen, hier beim Industrieproletariat hat die große Revolution begonnen, die weiter marschieren muß — durch die ganze Welt. Deshalb ist es auch so gut, so richtig, daß man Petrograd den Namen Lenins verliehen hat. Und wieder begreifen die schwerfälligen, gereizten Westeuropäer den Grund nicht. Leningrad ist heute eine Grenzstadt — und es ist die proletarische Pistole — gerichtet gegen das europäische Kapital.

Lieder klingen in dieser Luft — ironisch, spöttisch, herrlich ist die Art der Menschen. Sie haben leichtes Blut und einen hellen Kopf. Sie traten zuerst zu diesem jahrhundertelangen Kampf an — um eine neue Ordnung, eine neue Form menschlichen Zusammenlebens. Leningrad — Geburtsstätte der Revolution, Stadt des kämpfenden, siegenden Proletariats!

SIGNALE

EINE NEUE BILLIGE BÜCHERREIHE

*

J. MÁCZA, Moskau. Das Evangelium
der auferstandenen Stadt.

I. BALAT, Lepopo, der Narr. Eine Erzählung.

C. AVELINE, Molène. Eine Erzählung.

B. ILLÉS, Nikolai Suhaj. Historische Begebenheit.

J. R. BECHER, Vorwärts, Du rote Front. Prosastücke.

K. MARX, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte.

K. KERSTEN, Moskau-Leningrad. 1924.
(Wirtschaft und Kultur.)

W. MORRIS, Die Gesellschaft. Gestern und heute.

Dr. S. FRIEDLÄNDER, Wie durch ein Prisma.
(Kritik im Zeichen Kants.)

J. R. BECHER, Arbeiter, Bauern, Soldaten.

Arbeiten von Lafargue, Lassalle, Lenin, Marx, Bakunin,
Heß, Lu Märten, E. Mühsam, Shelley, Byron usw.
in Vorbereitung.

*Die Schriften der Sammlung sind zeitgeschichtliche
Dokumente oder derart aus der Geschichte aller Zeiten
ausgewählt, daß sie auch den heutigen Menschen noch
beleben, anregen oder unterhalten. Wirtschaft, Politik,
Literatur, sowie Essay, Satire und Bühne wechseln in
bunter Reihenfolge.*

Jedermann kann diese Sammlung erwerben

*Alle Bände sind in edlen Schriften gedruckt, stark geheftet. Beschnitten.
Vielfarbige Umschläge. Sonderprospekte sind zu verlangen.
Preis: Der Band je nach Umfang ca. M 0.25 bis 1.50.*

*

DER TAIFUN-VERLAG G.M.B.H.
FRANKFURT A. M.

IN VORBEREITUNG

*

Zur Zeitgeschichte

P. PRICE

DEUTSCHLAND IM UMBAU

Die kritische Geschichte der Jahre
1918—1924

*

Zur Geschichte aller Zeiten

LU MÄRTEN

WESEN UND VERÄNDERUNG
DER FORMEN (KÜNSTE)

Resultate historisch-materialistischer
Untersuchungen

Sonderprospekte bitte verlangen!

*

DER TAIFUN-VERLAG G.M.B.H.
FRANKFURT A.M.

ZWEI NEUE ROMANE

*

JANOS GYETVAI AN DER SPITZE DER BAUERN

Dieses Werk eines jungen ungarischen
Schriftstellers gehört zu den
besten Bauernromanen
der europäischen
Literatur.

*

JEROME K. JEROME ANTHONY JOHN

Ein Finanzroman aus
dem modernen England.

*

*Die Romane sind auf gutem Papier mit zweifarbigem
Titelblatt gedruckt, erscheinen in broschierten und ge-
bundenen Ausgaben und eignen sich infolge ihrer sehr an-
sprechenden Umschläge besonders zu Geschenkzwecken.*

*

DER TAIFUN-VERLAG G.M.B.H.
FRANKFURT A.M.

Dietsch & Brückner A. G.
Weimar